

Heinz-Joachim Heydorn

„Leben gegen die Zeit“

Die Autobiographie von *Kurt Hiller*¹⁾ verdient eine besondere Aufmerksamkeit; es ist dies kein Buch, das auf dem Markt untergehen darf. Hiller ist einer der Letzten, die uns mit einer erregenden Periode unserer Geschichte, den Jahren vor und nach dem ersten Weltkrieg, noch unmittelbar verbinden können, er war eine unauswechselbare Gestalt dieser Zeit, die nun absinkt; die Geschichte seines Lebens macht Mut für die Zukunft. Ich frage mich oft, angesichts unserer Studenten, wie viele es wohl durchhalten werden, wer dem Gesetz des eigenen Anfangs bis zum Ende treu bleibt; wer wird das selbstbekenkende Leben mit seinen Unfäherten bestehen, wenn die Examina abgeschlossen sind und der gesellschaftliche Alltag beginnt.

Hier ist das Beispiel eines Mannes, der dieses sein Leben durchgehalten hat, auf dem Höhepunkt seiner Wirksamkeit ebenso wie heute, da sich sein Tag neigt. Das ist eine große Sache, da zählen die einzelnen Fehler nicht vor der geistigen und der moralischen Leistung. Man kann sich daran aufrichten; spätere werden es tun.

Worum es ging, ist schon früh und gültig formuliert. Es war die Pflicht „harter und ausdauernder Soldat jenes geistigen Krieges zu werden, den zu führen mein Gewissen mir befahl“. Kein Krieg um Beliebiges, kein Gewissen, das sich der Willkür überliefert; es ging um „das gleiche, das Befreierische, das Humane“, um die uralte Prophetie und jene, deren unsere Zeit bedarf, „wozwischen es, mit einem Salzkorn einem einverleibt, keinen Unterschied gab“. Die Ausgangspunkte sind unschwer zu erkennen. Vernunft schließt Gemeinsamkeit ein, Recht aller Menschen auf Selbstbestimmung, sie enthält zugleich den unendlichen Wert der Person. An keiner Stelle wird überdies die Verbindung zu einer Vergangenheit zerrissen, aus der wir leben, zu der Mühsal des Geistes, die uns

1) Kurt Hiller: *Leben gegen die Zeit* (Logos). Rowohlt Verlag 1969. 422 S., Ln. DM 24,—.

hinterlassen ist. Niemand leistet etwas, „durch dessen Geist nicht der Faden einer Tradition läuft, die über Jahrtausende zurückreicht“. So wahr dies ist, so wahr ist es auch für Hiller, daß alle große Tradition unerledigte Zukunft ist, daß sie uns den Glauben an ihre Möglichkeit vermittelt, sei der Preis auch hoch. Das Verwirklichen stößt sich an der Tragik, „dennoch stößt es — langsam, ganz langsam — durch sie hindurch. Der Geist ist ein Menschliches, subjektiv, dynamisch, und sie töten ihn nicht. Kaum etwas ist sicher; wohl dies“.

Der spezifische Hintergrund, dem Hiller entwachsen ist, läßt sich nie wieder herstellen. Berlin, nach 1870, gehört dazu, die vibrierende Stadt, in der die Probleme der Zukunft früh und unter Erschütterungen bewußt werden; das Milieu der jüdischen Bourgeoisie, die Familie, die weit und geistig bedeutsam zurückreicht. Die Existenz ist zunächst ästhetisch, nicht ohne Schatten des *fin de siècle*; *Ibsen* und *Wedekind* haben tief angerührt, *Heym* und *van Hoddis* stehen im Freundeskreis. Erste, tiefe Erfahrungen bleiben für immer bestimmend; das Bild der Mutter, das die Konflikte abschirmt, die frühe Berührung mit der Philosophie. Das Bewußtsein von den gesellschaftlichen Widersprüchen reift langsam, da es zuviel zu verarbeiten gilt. Die Zeit war problematisch und Überganghaft; „zwischen Zweifel und Willen, Skeptizität und Zielgerichtetheit“ gab es lange Qualen, aber: „Alle Schöngestei, alles Ästhetisieren und Spekulieren, alles Rückwärtsgewandte, aller Kausalismus, alles Nur-Psychologische nahm für mich mählich den Charakter des Überflüssigen, Krankhaften, Verkehrten an, während als geistige Aufgabe sich ausschälte: die Idiotokratie in der Menschengesellschaft, die ungeheure glückshindernde Macht der Inferioren zu brechen“.

So wird die Frage nach einer sozialistischen Neuordnung unabwendbar; die charakteristische Weise jedoch, mit der sie auftritt, wird früh präjudiziert. *Paul Singer*, einer der führenden Köpfe der Arbeiterbewegung, war Hillers Großonkel; das Bild dieses Mannes, der vom wohlhabenden Bürgertum auf die Seite der Armen überging, wird von ihm mit ethischem Respekt geschildert. Dennoch wird gerade hier die Grenze erkennbar, die Hiller von der vorherrschenden Richtung des Sozialismus trennt. „Sein Pro-Proletarismus ist echt gewesen, seine trans-proletarische Borniertheit auch. Er blieb für mich das Museumsstück des Menschenschlages, der reformwillig bis revolutionär in Fragen der Wirtschaftsordnung, der Arbeiterrechte, der Besitzverhältnisse ist, jedoch urphiliströs und bürgerlich-traditionell in allen anderen. Weder in den sozialdemokratischen Parteien noch in den kommunistischen ist dieser Typus leider erloschen.“

Die Bemerkung bezieht sich auf einen konkreten Vorgang. 1908 war Hillers erste größere Arbeit „*Das Recht über sich selbst*“ erschienen, er hatte als erster das uneingeschränkte Recht des Menschen über seinen Körper gefordert und damit die Möglichkeit der Geburtenkontrolle und sexueller Eigenbestimmung unter Erwachsenen; ein umfassender Befreiungsprozeß war angezeigt, der weit über das Verhältnis von Kapital und Arbeit hinausweist. Singer aber hatte erklärt, daß es ihm unverständlich sei, „wie ein so junger Mensch sich so eingehend mit der Nachtseite der menschlichen Gesellschaft befassen kann“. Für ihn war dies Libertinismus, ein Bündel tabuierter Probleme. Ein entscheidender Gesichtspunkt wird erkennbar, der gerade heute von einer neuen Generation wieder aufgenommen wird; Hiller hat ihn zuerst und mit aller Radikalität geltend gemacht. Es war dies für ihn jedoch keine Frage des Lustprinzips, sondern einer konsequenten Moralität, die den Menschen auf seine Selbstbestimmung verweist. Die persönliche Verbindung zu *Freud* erhellt gerade diesen Zusammenhang, mehr noch das Verhältnis zu *Magnus Hirschfeld*. Es geht von Anfang an nur darum, den Menschen zum Herrn seines Lebens zu machen; die abstrakte Vergesellschaftung der Produktionsmittel konnte dafür nicht genügen.

Georg Simmel war sein Lehrer, er gab den Blick endgültig frei für den Reichtum der Erscheinung; der promovierte Jurist bleibt der Philosophie und den Humaniora unlös-

bar verbunden. Nach hervorragender Editionstätigkeit und Mitarbeit bei fast allen bedeutsamen literarischen Organen vor 1914, — das Kaleidoskop der Jahre ist ganz gegenwärtig —, legt der erste Weltkrieg den Weg endgültig fest. Während des Krieges erscheint das erste „Zieljahrbuch“ (ein Reprint dieser Jahrbücher ist überfällig); es gelingt Hiller, die Repräsentation des geistigen Deutschland um sich zu sammeln: *Heinrich Mann* und *Walter Benjamin*, *Sinzheimer* und *Kerr*, *Wyneken* und *Nelson*, ein ganzes Spektrum. Bis 1933 ist er einer der führenden Mitarbeiter der *Weltbühne*, in spannungsreicher Freundschaft mit *Tucholsky* und *Ossietsky*, die Hintergründe der deutschen Linken werden transparent, die Stadien der Weimarer Agonie.

Immer steht Hiller an vorderster Front, ganz Person sui generis, Intellektueller par excellence, was nichts anderes heißen soll als auf sich selbst gestellt in der Suche nach Wahrheit. Als Typus ist er das höchste Ergebnis der bürgerlichen Kultur; sie schuf diesen Typus, um sich selbst in Frage zu stellen, um sich durch ihn zu messen. Sie schuf ihre Selbstbezweifelung mit. Von daher gesehen blieb Hiller ein einzelner. Doch obzwar nur er selbst und stets auf der Suche nach einer unbedingten Entscheidung, ist das Bedürfnis nach Bindung an andere groß. Immer wieder versucht er, eine Gruppe um sich zu sammeln, die mit ihm in das neue Land gehen will, auch heute wieder.

„Geist“, so heißt es im „*Aufbruch zum Paradies*“ 1922, „ist der Inbegriff aller Bemühungen um Besserung des Loses der Menschheit“, um die Beendigung ihres physischen und metaphysischen Leidens. Während der Weimarer Republik findet das Selbstverständnis eine abschließende Form. Hiller ist Sozialist, daran gibt es keinen Zweifel. Er fordert die Aufhebung der wirtschaftlichen Sklaverei des Menschen mit aller Konsequenz, seine absolute ökonomische Freisetzung. Der Sozialismus ist jedoch, obwohl *Marx* verpflichtet, letztlich nicht marxistisch. Klassenkämpfe und ökonomische Bedingung werden als Bewegungskräfte nicht geleugnet, doch umfassen sie die Vielfalt der wirksamen Erscheinung nicht, sie reichen allein nicht zu, um das vorenthaltene Glück freizusetzen. Die im Menschen vorhandene und von ihm selber zu aktualisierende Vernunft gewinnt den entscheidenden Schwerpunkt. Daher wird die Rolle der Minderheit unterstrichen, die diese Vernunft ergreift. Gerade sie aber ist nicht klassenstrukturell festlegbar.

Obwohl Recht und Würde für alle hergestellt werden müssen, leugnet Hiller doch ein mechanisch egalitäres Prinzip. Die Denkmotive weisen auf seine frühe Entwicklung zurück; der Schüler des Askanischen Gymnasiums hatte *Platon* nicht ohne Folgen gelesen, zur gleichen Zeit hinterläßt *Nietzsche* eine tiefe und nie wieder auslöschbare Spur. „Ich hatte Weihnachten 1902 den Zarathustra geschenkt bekommen, das Buch wühlte mich ungeheuer auf, und ich begann nun unter den Einfluß Nietzches zu treten.“ Im Mittelpunkt seiner Lehre steht „das unübertreffbare leidenschaftliche Ja zum Leben“.

Für Deutsche ist dies immer noch schwer verständlich, wir kennen *den Nietzsche* kaum, der auf *Shaw* und *Gide* gewirkt hat, den Humanisten, Aufklärer und „Anti-Antisemiten“, wir kennen sein Werk über die Rezeption des Faschismus, bestenfalls über den in diesem Fall wirklich dürftigen Kommentar von *Lukacs*. Es ist Helle der Vernunft, die Hiller bei Nietzsche erfährt, Souveränität der Psychologie, die Aufdeckung der Gesellschaft, Nähe zu *Voltaire*. So steht diese Bindung in keinem Widerspruch zu der stets wieder ausgesprochenen Verehrung des 18. Jahrhunderts, des besten, das die Menschheit bis heute zustande gebracht hat. Die geistige Motivation deckt vielfältige Schichten auf, derer sich Hiller durchaus bewußt ist, griechische Bewußtseinschichten, Spannung von Eros und Logos, aber auch Nähe zum mosaischen Gebot, zum ersten kategorischen Imperativ.

Man schämt sich heute fast darauf hinzuweisen, daß hier ein großer Kulturhintergrund offenbar wird, da Freud und Marx bereits obsolet werden und es schon ausreicht, *Wilhelm Reich* und einige Broschüren in der geläufigen Metasprache zu lesen, um

als linker Intellektueller zu gelten. Aber die Vernichtung dieses Hintergrundes bringt uns zugleich auch um alle Kultur der Zukunft, damit um das Glück, das man nicht geschenkt erhält, wenn man die Geschichte der Zivilisation durchstreicht.

Eben als Sozialist fragt Hiller nach keiner Dogmatik, die heute en vogue und morgen wieder Makulatur ist; Sozialismus ist nicht zuletzt Anbruch des Selbstdenkens, praktizierte Freiheit, die jedem ermöglicht werden soll; man kann diese Freiheit nur glaubbar machen, wenn man mit ihr anfängt. Die Biographie legt ein großartiges Zeugnis dieser Freiheit ab, sie zeigt ein Leben, daß jede Fremdbestimmung zurückweist, die oftmals überzogene Subjektivität erklärt sich vielmehr aus dem Willen, unterwerfungsfrei zu bleiben. „Man lese also keinen Angriff aus einer Feststellung; festzustellen ist, ich stehe allein“, und: „Darf ich, um vom Schmerze der Einsamkeit freizuwerden, meine klare Erkenntnis fortwerfen? Darf ich sie auch nur in der Stille des Innern begraben? Dürfte ichs — ich vermöchte es nicht.“

In der Fülle seiner Veröffentlichungen, die in dem mit der Autobiographie gleichzeitig publizierten und von *Horst H. W. Müller* sorgfältig edierten und mit reichen zusätzlichen Details ausgestatteten Bande der „Hamburger Bibliographien“²⁾ übersehbar werden, sucht Hiller eine Synthese zwischen einer radikal egalitären Demokratie und einem Aristokratismus, der in die Zukunft weist. Man mag diesen Ausgangspunkt einer prinzipiellen Kritik unterwerfen; empirisch hat Hiller gewiß recht, daß es nicht erlaubt ist, alle Menschen auf die gleiche Stufe zu stellen. Gesindel wird hier Gesindel genannt, nicht zuletzt auch das akademische Gesindel; das Recht derer wird verteidigt, deren menschliche und geistige Leistung unser eigenes Leben ermöglicht. Für sie gilt der Satz: „Erst die Tätigkeit der Utopiker macht die Utopie topisch“.

In dem Aufzug der Personen, der das Zeitalter noch einmal vorführt, gibt es Höhepunkte der Charakteristik, feinste Nuancen. Trotz politisch-kritischer Distanz zu *Kurt Schumacher* heißt es nach einem langen Gespräch: „Nicht die Ruine (ein Arm nur noch und ein Bein), diese für das Deutschland der Anfangsjahre nach Mai 45 phantastisch bezeichnende, phantastisch symbolische Ruine erschütterte so stark wie diese ungeheure, unvergleichliche Glut des Schöpferischen, die in einer durch den Wahnsinn der Zeit fast völlig zerstörten Schale brannte. Hier war Radikalität und Maß, härtester Wille bei tiefster Einsicht, aus eisigstem Bewußtsein der Todesnähe vollkommene Gleichgültigkeit gegen Feindschaften, private Nachteile, Selbstgefährdung, hier war, bei allem Realismus, der Diametralpunkt zu jeglichem Opportunismus, auch ein kaum verhehlter Haß auf das Opportunistengezücht, zugleich Urliche zu allen Unterdrückten, hier war Wissen, eine ungewöhnliche Denkkraft, ein System sauberster geistiger Instinkte, Staatsmannstum obersten Ranges“. Die Darstellung besitzt historisches Gewicht. Viel kritischer steht Hiller *de Gaulle* gegenüber, aber auch hier beweist das Urteil unbestechliches Unterscheidungsvermögen. „Erst Charles de Gaulle hat die Ehre Frankreichs wiederhergestellt. Ich meine viel weniger die militärische als die geistige.“ In Wahrheit, man kann sich auch diesem Urteil nicht entziehen; wer keinen Sinn für Rangunterschiede besitzt und *de Gaulle* oder *Mao* mit jenen Handelsvertreter- und Sekretärstypen gleichstellt, die heute Weltreiche führen, der besitzt auch keinen Maßstab für den Rangunterschied von Werten.

Das Buch führt dramatisch an die Gegenwart heran. Die Beschreibung der Haft im Berliner Columbia-Haus gehört in ihrer minutiösen Genauigkeit und ihrem unerhörten Ablauf zu den bleibenden Darstellungen der Terrorherrschaft; das lückenlose System durchdachter Degradierung ist bereits 1934 vorhanden, die dem Jahrhundert gemäße Weise, Menschen zu erledigen. Hiller flieht nach Prag, „aus einem Totenhaus“, wie es in einem Gedicht Alfred Kerrs, das ihm gewidmet ist, heißt, später von Prag nach London.

2) „Kurt Hiller“. Von Horst H. W. Müller. Mit Beiträgen von Ernst Buchholz und Alfred Kerr. Hamburger Bibliographien Band 6. Hans Christians Verlag 1969. 98 S., Pappband. DM 8,—.

Der Kreis, in dem er noch wirken kann, wird kleiner, die Isolierung wächst, es kommt das Jahr 1945 mit dem Tag der „Seligkeit des Befreitseins“.

Die Rückkehr ist beschlossen; schon bevor sich Hiller in Hamburg niederläßt, fordert er seine deutsche Staatsbürgerschaft zurück, er war nie Engländer geworden. Eine tiefe Verbindung zum geistigen Deutschland war niemals unterbrochen. Hiller wollte Deutscher sein und es bleiben. Eine andere Nation kam nicht in Betracht; auch das Verhältnis zum Zionismus bleibt auf Respekt begrenzt. Deutschland war aber anders geworden, die durch den Faschismus geprägten Generationen blieben weithin außerhalb jeder Kommunikation, die Nachwachsenden suchen das Reich Gottes auf eigene Faust. Mehr noch: Zuerst werden die Väter erschlagen, die das Licht des Bewußtseins in ihren Kindern angezündet haben, ein Emanzipationsvorgang von schrecklicher Notwendigkeit. Das Altern gibt neue Probleme auf, deren Lösung im Dunkel bleibt. „Ich lebe gern, doch mein permanentes Überlebenmüssen . . . ist grauenhaft, grauenhaft, grauenhaft“; „Ich jedenfalls bekenne: ich möchte lieber nie geboren sein, als ratlos und hilflos dem Wiederausgelöschtsein preisgegeben.“ Kein Zweifel, der Tag wiegt schwerer und der Winter steht vor der Tür. „Was ist in diesem All eine Person? Eine Art Insekt, welches ohne sein Verdienst plötzlich in das Wunder Welt hineingestellt wird, mit ziemlich rasch reifender Bewußtheit ausgestattet, und das nach ein paar Jahrzehnten ebenso plötzlich ohne seine Schuld darausgeknipst, in unwiderrufliches Unsein befördert wird, so daß es freilich nie mehr zu leiden braucht, doch (schlimmer!) nie mehr mitspielen darf.“

Dennoch: „Die Welt ist kein Nihil, die Welt der Ideen ist es genauso wenig; Geduld freilich müssen wir haben.“

Der „Kampf nach vorwärts“ endet mit unserem Leben nicht, Erkenntnis wirkt weiter, wird von späteren aufgenommen, dies ist unberechenbar. „Ex post ist alles notwendig, ex ante beinahe nichts.“ Möge Hiller der Stoizismus der Grandseigneurs, jene große Distanz zum Leben beschieden sein, trotz aller Leidenschaft für dessen beschmutzte Schönheit, die Schönheit des menschlichen Angesichts; „Ich sage das Meine nicht mit tierischem Ernst noch mit den Basedow-Augen des Fanatikers, sondern mit einer Heiterkeit, wie ich sie von Aristipp und Horaz, von Lichtenberg und Goethe, von Chamf ort und Heine, von Schopenhauer und Shaw, von Kerr und Hardekopf gelernt hatte.“